

Ber. Nat.-Med. Ver. Innsbruck	Band 58	S. 35–50	Innsbruck, Dezember 1970
-------------------------------	---------	----------	--------------------------

TIERJUNGES UND MENSCHENKIND IM BLICK DER VERGLEICHENDEN VERHALTENSFORSCHUNG

von

Bernhard HASSENSTEIN*

Das normale Verhalten des menschlichen Säuglings und des Kleinkindes, sowie die Verhaltenspathologie des Kindes sind von manchen Fachdisziplinen der Medizin und der Psychologie, und insbesondere von der Psychoanalyse sorgfältig untersucht worden.

Wie aber präsentiert sich das Wissensgut dieser Fachgebiete im Lichte der mit naturwissenschaftlicher Methode arbeitenden Verhaltensbiologie?

An den Anfang meiner Darlegungen hierüber möchte ich folgende allgemeine Frage stellen:

Welchem biologischen Typus gehört der menschliche Säugling an, wenn man ihn mit den Augen des Naturwissenschaftlers betrachtet? Diese Frage ist vor allem von dem Basler Zoologen Adolf PORTMANN diskutiert worden. Portmann ging dabei von der Voraussetzung aus, unter den Vögeln und Säugetieren gebe es zwei Gruppen: Nesthocker und Nestflüchter.

– Beispiele für Nesthocker sind: Junge Singvögel, Nagetiere wie Mäuse und Eichhörnchen, sowie Raubtiere wie Hunde und Katzen. Sie kommen mit geschlossenen Augen und Gehörgängen zur Welt und können sich nicht selbständig fortbewegen. Sie wachsen in einem Nest oder in einer Höhle auf und werden dort von ihren Eltern ernährt.

– Beispiele für Nestflüchter sind: Enten und Gänse sowie Rinder, Antilopen und Pferde. Schon wenige Stunden nach dem Schlüpfen bzw. der Geburt können sie munter herumlaufen. Sie besitzen bereits eine wohlentwickelte Befiederung oder Behaarung und funktionstüchtige Augen und Ohren. Nestflüchterjunge können ihren Eltern sofort folgen, z.B. wenn alle zusammen flüchten müssen.

Portmanns Aussage über das Menschenkind lautet: Der menschliche Säugling sei ein

* Festvortrag, gehalten bei der Jubiläumssitzung anlässlich des 100-jährigen Bestehens des nat.-med. Vereins, Innsbruck am 16. Juni 1970

Dieser Aufsatz ist in etwas anderer Fassung zuerst erschienen beim Gentner-Verlag, Stuttgart 1970.

sekundärer Nesthocker. Er komme zwar wie die Nestflüchter mit funktionstüchtigen Sinnesorganen zur Welt, aber er habe in seiner Stammesgeschichte sekundär eine verlängerte Periode der Hilflosigkeit entwickelt, die vielleicht für die Reifung typisch menschlicher Fähigkeiten von Bedeutung sei. – Was aber war die *primäre* Stufe vor der des sekundären Nesthockers?

Um dies zu beantworten, muß man sich folgendes vergegenwärtigen: Die beiden Begriffe Nesthocker und Nestflüchter umfassen nicht die ganze Vielfalt der Erscheinungen. Sie passen vor allem nicht auf baumlebende Säugetiere wie Halbaffen, Affen, Faultiere: Deren Junge bleiben nicht in einem Nest, noch folgen sie der Mutter aus eigener Kraft; sie halten sich mit Armen und Beinen an der Mutter fest und werden von ihr getragen. Ihre Sinnesorgane und Hautbedeckung sind vollständig entwickelt wie bei Nestflüchtern. Aber sie wären nicht fähig, der Mutter wie Nestflüchterjunge gleich nach der Geburt aus eigener Kraft zu folgen. Diese Jungen sind also weder Nesthocker noch Nestflüchter, sondern sie bilden den eigenen biologischen Typus der *von der Mutter getragenen Jungen baumlebender Säugetiere*.

Um die Eigenständigkeit dieses Typus zu unterstreichen, verwende ich eine Bezeichnung, die man den Ausdrücken Nesthocker und Nestflüchter an die Seite stellen kann. Ich wähle für das getragene Junge den Ausdruck *Tragling*, und zwar weil wir auch sonst Tierjunge und Menschenkinder nach demjenigen bezeichnen, was sie von Eltern und Betreuern erfahren, und dann die Nachsilbe -ling anfügen wie in den Worten Säugling, Schützling, Liebling, Findling usw. Fragen wir jetzt, welchem biologischen Typus der menschliche Säugling angehört, so ist die Antwort klar: Der menschliche Säugling ist ein *ehemaliger Tragling*. Das zeigt uns jedes gesunde Neugeborene beispielsweise durch seinen Handgreifreflex:

Legt man in die Handfläche eines neugeborenen Säuglings einen Finger oder einen anderen, ähnlich geformten Gegenstand, so greift das Händchen fest zu, und der kleine Kerl läßt sich, so unentwickelt auch sonst seine Motorik noch ist, daran hochheben, ohne loslassen zu müssen. Eine solche Reaktion ist unter Tierjungen weder von Nestflüchtern noch von Nesthockern, sondern nur von den *von der Mutter getragenen Tierjungen*, also den Traglingen bekannt. Auch das Sich-Festklammern von Kleinkindern an Erwachsenen gehört zu den typischen Verhaltensweisen eines Traglings.

Sollte diese Feststellung richtig sein, so wäre sie für die biologische Natur des Menschenkindes vielleicht von ausschlaggebender Bedeutung. Für den Tragling in der freien Natur, d.h. in den Kronen des Urwalds, gibt es eine Situation der höchsten Lebensgefahr: von der Mutter getrennt zu sein. Sollte das Verhaltens-System auch des Säuglings also vielleicht darauf zugeschnitten sein, der Mutter stets körperlich nahe zu sein? Auf diese Frage will ich erst später zurückkommen.

Einige Säugetier-Junge erfahren von ihrer Mutter so gut wie keinerlei Betreuung, außer daß sie von ihr gesäugt werden. Die europäische Häsini beispielsweise "setzt" ihre Jungen an geschützten Stellen, bleibt aber nicht bei ihnen, wärmt sie nicht, schläft nicht bei ihnen, verteidigt sie nicht gegen Feinde, sondern sie besucht sie nur zum Säugen. Das geschieht zum ersten Mal unmittelbar nach der Geburt, danach aber zum ersten Mal erst wieder nach einer Pause von mehreren Tagen.

Wie finden nun die neugeborenen Säugetiere die Stelle am mütterlichen Körper, die ihnen die Nahrung spendet? Einerseits macht das Muttertier ihnen dies leicht: Hunde-

und Katzenmütter legen sich neben die Jungen auf die Seite und bieten ihnen das Gesäuge dar. Affen- und Menschenaffenmütter unterstützen das sich anklammernde Junge mit einer Hand. Aber die neugeborenen Jungen suchen auch selbst aktiv nach der Zitze, indem sie sich langsam voranschleichen und dabei den Kopf unregelmäßig suchend nach beiden Seiten hin und her bewegen. Berühren sie dabei die Zitze mit den Lippen, so saugen sie sie sofort ein. Solche Suchbewegungen mit dem Kopf und die Reaktion des Einsaugens der Mamilla besitzt auch der menschliche Säugling. Diese Verhaltensweisen sind ihm angeboren, im gleichen Sinne "angeboren" wie der erste Atemzug nach der Geburt oder wie der vorhin genannte Greifreflex.

Bei manchen Huftieren hat man beobachtet: Wenn ihre Jungen am Körper des stehenden Muttertiers nach dem Gesäuge suchen, so tun sie das zunächst einfach in den "dunklen Winkeln" zwischen dem Körper und den Beinen sowohl vorn als auch hinten; sie lernen es dann aber binnen kurzer Zeit, sogleich die richtige Stelle zu finden. Hier ist also in die Entwicklung eines Tieres schon ganz früh ein echter Lernprozeß eingeplant.

Der Beginn der Milchbildung wird durch die geburtsbedingte hormonelle Umstellung im mütterlichen Körper – den Wegfall des Hormons Progesteron – bewirkt. Ob und wie stark die Produktion der Milch dann weitergeht, hängt von Tag zu Tag mehr davon ab, ob die Milch auch abgenommen wird. Die Milchbildung ist also am Beginn weitgehend autonom, wird dann aber im Laufe der Zeit mehr und mehr von der Milchentnahme abhängig. Hierdurch wird gewährleistet, daß der mütterliche Körper jeweils gerade etwa soviel Milch produziert, wie die Jungen benötigen. Das ist besonders für solche Tiermütter wichtig, die mehrere Jungen haben; beim Löwen sind es im Durchschnitt 4. Wenn einmal eines oder mehrere der Jungen umkommen, würde der mütterliche Organismus, wenn es diese Anpassung nicht gäbe, dauernd zuviel Milch produzieren, die nicht abgenommen würde.

Wodurch wird nun aber gewährleistet, daß die Jungtiere ihrerseits, die ja selbst noch keine Erfahrung darüber haben, wie viel für sie bekömmlich ist, normalerweise die für sie zuträgliche Nahrungsmenge und nicht etwa zu viel aufnehmen? In seltenen Fällen scheint die Nahrungsaufnahme durch das Verhalten der Elterntiere gesteuert zu werden: So fressen die Jungen unseres Haus-Sperlings anscheinend grundsätzlich so viel, wie ihnen geboten wird; im Normalfall ist das die zuträgliche Menge, nämlich das, was zwei Elternvögel eben heranschaffen.

Bei den Säugetieren bestimmt es das Junge selbst, wieviel es trinkt. Der Antrieb zum Saugen erwacht automatisch, sobald der Organismus die zuvor aufgenommene Nahrung verdaut hat und der Stoffwechsel neuen Bau- und Betriebsstoff benötigt; das Junge trinkt dann, soviel es braucht, und hört selbständig auf. Wie zuvor dargetan, wird dann durch die Trinkmenge des Säuglings die Milchproduktion des mütterlichen Organismus gesteuert. So bilden Tiermütter und Junge zusammen ein sich selbst steuerndes System, das die hinreichende und zuträgliche Ernährung der Jungtiere garantiert.

Die Mamilla, also das "Mundstück" der Milchdrüse für das saugende Jungtier, hat bei manchen Säugetieren eine eigentümliche "Funktionserweiterung" erfahren: Es ist zur "Haftzitze" geworden, also zu einem Organ, an dem sich das Jungtier festhält. Bei Känguruhs verwachsen sogar die Lippen des neugeborenen Jungen während seiner ersten Lebenszeit um die im Beutel befindliche Zitze. Manche Fledermaus-Weibchen tragen ihre Jungen zeitweise an ihren Haftzitzen mit sich. Die Jungen von Affen (z.B. Rhesus) und

Menschenaffen benutzen zwar die Mamilla der Mutter nicht als Haftzitze, aber sie behalten sie oft ununterbrochen im Mundwinkel, auch wenn sie nicht saugen, und sogar, während sie neugierig herumgucken. Die mit den Lippen gefühlte Mamilla ist hier möglicherweise für das Tierkind zu einem körperlichen Anwesenheitszeichen der Mutter geworden, hat also neben der Funktion als Nahrungsquelle eine zusätzliche Rolle in dem zweiten wichtigen Verhaltensbereich des Jungtieres, der Bindung an das Muttertier, erhalten, in dessen Besprechung ich hiermit eintrete.

Zunächst die Frage: Ist die Tatsache, daß die Jungen der Vögel und Säugetiere von ihren Eltern ernährt werden, nicht vielleicht überhaupt die Grundlage für ihre Bindung an die Eltern? Bindet sich das Jungtier an seine individuelle Mutter, weil es für jeden Kontakt mit ihr durch die Milch belohnt wird, die seinen Hunger stillt? Jahrzehntelang hat man das sowohl für Tiere wie für den Menschen angenommen. Am Beispiel der Rhesusaffen ist diese Vorstellung aber durch Forschungen des amerikanischen Ehepaars HARLOW inzwischen eindeutig widerlegt worden:

Neugeborene Rhesusaffen wurden von ihrer Mutter getrennt und isoliert aufgezogen. Als Mutterersatz wurden ihnen Puppen geboten, die schräg an einem Gestell befestigt waren. Diese Puppen waren im Sinne der Verhaltensforschung "Attrappen". Alle hatten einen grob aus Holz gefertigten "Kopf"; der Körper war aus Drahtgeflecht geformt, oder er war mit rauhem Tuch überzogen. Stellte man nun erfahrungslosen Affenkindern die beiden Mutterattrappen zur Wahl, so suchten sie Schutz doch stets nur bei der "Stoffpuppe", niemals bei der Drahtpuppe, – und zwar auch dann nicht, wenn die Milchquelle, von der sie die Nahrung erhielten, an der Drahtpuppe angebracht war. Eine Bindung an eine Attrappe entstand hier also von seiten der Jungen nicht dadurch, daß ihr Kontakt durch Nahrung belohnt wurde, also nicht durch eine "Dressur". Es sind eigene auslösende Reize seitens des Muttertieres, z.B. ihr weiches Fell, welche zur Bindung des Jungtiers an sie führen. Damit ist gezeigt – und dies dürfte für alle Säugetiere gelten – daß sich die Bindung an die Mutter nicht vom Ernährungsverhalten sekundär herleitet, sondern daß die Bindung an das Muttertier etwas Eigenständiges ist. Über diese wichtige Frage möchte ich jetzt etwas ausführlicher berichten:

Bei nestflüchtenden Vögeln (z.B. bei Gänsen) äußert das Muttertier Lockrufe, auf welche die Jungen angeborenermaßen mit Zulaufen reagieren; auch der Anblick eines sich bewegendes Lebewesens kann ein erster Anreiz zur Kontaktaufnahme sein. Für Säugetierjunge, die von der Mutter getragen werden, sind die Haut oder das Fell der Mutter die Auslöser für das Sich-Anklammern des Jungen. Alle Verhaltensweisen des Kontakts mit der Mutter verstärken sich, wenn das Kleine in Gefahr gerät. Das Ziel einer jeden Flucht ist – unabhängig von der Richtung, aus der eine Gefahr droht – immer die Mutter. Junge Rhesusaffen, die mit einer Attrappe (siehe oben) aufgezogen wurden, strebten den Kontakt mit dieser sogar an, wenn die Attrappe selbst den Schreck auslöste, indem man etwa einen Luftstrahl aus ihr herausblasen ließ. Es sind dabei zunächst unspezifische, d.h. wenig Information enthaltende Reize – z.B. weiches Fell des Muttertieres –, die die Jungtiere zur ersten Kontaktaufnahme anregen. Wir können von einer *nicht individuellen* Bindungsphase zwischen Jungen und Mutter sprechen; das Junge würde es gar nicht merken, wenn die Mutter ausgetauscht würde.

Dann aber bindet sich das Junge früher oder später an einen individuellen betreuenden Artgenossen, gewöhnlich an sein leibliches Muttertier. Dies kann überaus schnell gehen:

Ein junges Gänschen bindet sich in Sekundenschnelle an dasjenige Lebewesen, das seine erste Kontaktreaktion auslöst – ein Geschehen, das der bekannte Verhaltensforscher LORENZ entdeckte und am Beispiel des berühmt gewordenen Gössels Martina beschrieb, das sich an ihn anstatt an seine Gänsemutter angeschlossen hatte.

Dieses schnelle Lernen hat besondere Eigenschaften, die ihm eine eigene Fachbezeichnung “Prägung” eingetragen haben. Die Prägung auf das betreuende Muttertier erfolgt vorwiegend oder nur in einer bestimmten “sensiblen (Lebens-)Phase”, die bei nestflüchtenden Vögeln vielfach nur einen Tag dauert. Ist die sensible Phase verstrichen, ohne daß eine Prägung erfolgen konnte, so ist die Prägung nicht nachholbar. Ist ein Tierjunges auf ein bestimmtes individuelles Tier geprägt worden, so läßt es sich später nicht mehr auf ein anderes umprägen; eine einmal erfolgte Prägung ist im typischen Fall – und für diesen wurde der Begriff eingeführt – irreversibel.

Mit der Prägung beginnt die Phase der *individuellen Bindung* zwischen Jungtier und Muttertier. Das Jungtier unterscheidet jetzt zum ersten Mal zwischen verschiedenen Individuen seiner Art: zwischen seiner Betreuerin und “den anderen”. Während das Junge stets Kontakt mit seiner Mutter zu halten versucht, verweigert es von nun an vielfach den Kontakt mit anderen Lebewesen: Das auf Konrad LORENZ geprägte Gössel Martina lehnte es strikt ab, sich von einer Gänsemutter betreuen zu lassen, und flüchtete vor ihr mit intensivem Verlassenseinsruf zu dem Menschen hin.

Auf welchen Partner läßt sich ein Jungtier prägen, wenn ihm dafür verschiedene Individuen zur Verfügung stehen? Hierüber ist ausgiebig geforscht worden. Das wichtigste allgemeine Ergebnis dürfte das folgende sein: Jungtiere lassen Kontaktrufe ertönen, vor allem wenn sie sich alleingelassen fühlen; beim Gänschen bezeichnet man diese Kontaktrufe oft als “Weinen des Verlassenseins”. Zum bevorzugten Prägungspartner für ein Jungtier wird dann dasjenige Lebewesen, das auf seine Kontaktrufe antwortet. Man kann sagen: Im Verlauf der sensiblen Phase sind die Jungtiere besonders prägungsbereit, nachdem sie gerade ihren Kontaktruf ertönen ließen, weil dann ja die Antwort des betreuenden Muttertieres zu erwarten ist.

Der Kontakt zwischen Tierjungen und ihrer Mutter wird durch “Signale” zwischen ihnen unterstützt und gesichert. Die Rhesusaffenmutter verfügt über einen Gesichtsausdruck (Lock-Gesicht), mit dem sie ihr Junges zu sich locken kann. Meist besitzt das Junge seinerseits Rufe, die die Mutter zum sofortigen Kommen oder – falls sie bereits in der Nähe ist – zu einem Anwesenheitssignal veranlassen. Bleibt auf den eigenen Ruf hin ein Antwort-Kontaktruf von der Mutter aus, so äußert das Jungtier seinen Ruf sofort intensiver und wird unruhig – die Situation bedeutet ja biologisch gesehen: Verlassensein, Lebensgefahr. Das Gänschen Martina äußerte seinen Kontaktruf auch in der Nacht rund alle drei Viertel Stunden; ein kurzer nachgeahmter Gänse-Kontaktruf oder einfach eine kleine berührende Bewegung im Schlafkörbchen genügte aber als Anwesenheitszeichen, um das Tierchen beruhigt weiterschlafen zu lassen.

Als “Kaspar-Hauser”-Experiment bezeichnet man den Versuch, Jungtiere künstlich mit genügend Nahrung und Wasser, aber ohne Kontakt mit Artgenossen aufzuziehen. Ein solches Tier ist niemals auf ein betreuendes Muttertier geprägt. Je enger innerhalb einer Tierart die sozialen Beziehungen sind, desto schwerer sind die Schädigungen, die ein Tier durch ein solches Aufwachsen davonträgt, auch bei Erfüllung aller seiner körperlichen Bedürfnisse. “Kein Kontakt mit einem Muttertier, auf das die Prägung erfolgte”, bedeutet

ja beispielsweise für eine junge Graugans oder einen jungen Rhesusaffen, daß es dann für diese Tiere keinen Ort für Geborgenheit, kein Ziel einer Flucht bei Gefahr geben *kann*. Als Folge davon sind alle Reaktionen der Flucht gesteigert, sonstiges Verhalten aber gedämpft oder gehemmt. Junge Kaspar-Hauser-Rhesusaffen sitzen zusammengekauert in einer Käfigecke, umklammern den eigenen Leib mit ihren Armen und geraten bei allen Geschehnissen um sie herum in Panik. Sie verweigern sogar den Kontakt mit mütterlichen Weibchen, die sie aufzunehmen und zu betreuen versuchen. Werden sie später zu anderen Artgenossen gebracht, so können sie kein normales Sozialverhalten mehr entwickeln und bleiben im allgemeinen Außenseiter bis ans Ende ihres Daseins.

Als Ergebnis der Betrachtungen läßt sich somit festhalten: Die individuelle Bindung an ein die Mutterrolle übernehmendes erwachsenes Tier ist entscheidend wichtig für die Entwicklung des normalen Verhaltens.

Nun zu einem dritten Aspekt der Verhaltensentwicklung: Verselbständigung durch Neugierde, Spielen und Nachahmen.

Eine eigene *Lebensphase der Verselbständigung* hebt sich besonders bei all denjenigen Tierarten heraus, deren Junge zu Beginn ihres Lebens total auf ihre Mutter bezogen und von ihr abhängig sind. Ein erstes "zentrifugales" Moment kommt aber bei jungen Rhesusaffen schon etwa vom 3. Lebenstag an zum Ausdruck: Angeklammert ans Fell des Muttertieres lassen sie ihre Blicke neugierig in die Runde schweifen. Später lösen sich die Jungen dann auch körperlich von der Mutter, um selbständig zu untersuchen, was ihre Neugier erregt. Aber die Bindung an die Mutter bleibt auch in der Neugier- und Spielphase erhalten; denn das Junge kehrt zwischendurch immer wieder zu ihr zurück. Entfernt man in einer nicht bekannten Umgebung die Mutter von dem Jungen, so kommt gar kein Erkundungsverhalten mehr zustande, sondern das Junge bleibt am Ort oder versucht einzig und allein, die Mutter wiederzufinden. Sie allein gibt ihm die Sicherheit, die für das Erkunden- und Spielkönnen die unentbehrliche Grundlage darstellt.

Ein Beispiel dafür bieten die Löwen. Die Löwin bringt ihre Jungen in einem Busch- oder Felsenversteck zur Welt. Sind die Jungen bis zum Spielalter herangewachsen, so sind sie doch stets völlig ruhig, solange die Löwin auf der Jagd ist. Wenn sie zurückkehrt, werden die Jungen zuerst gesäugt. Danach aber erkunden sie die Umgebung und spielen. Sie laufen zum nahe gelegenen Bach, patschen mit den Pfoten hinein und laufen mit den Wellen mit; sie jagen sich gegenseitig oder sie balgen sich; wenn sie einen auffälligen Gegenstand finden, z.B. ein verlassenes Straußenei, so können sie stundenlang damit spielen. Aber alles geschieht nur, solange das Muttertier anwesend ist und ihnen Sicherheit gibt.

Dementsprechend zeigen die mutterbindungslosen "Kaspar-Hauser-Tiere" auch viel weniger oder gar kein Erkundungsverhalten. Erkunden und Spielen wird gehemmt durch Unsicherheit und Angst; Geborgenheit aber gewährleistet nur das anwesende Muttertier. Daher kann sich das Erkundungs- und Spielverhalten gerade beim mutterlos aufgewachsenen Tierkind nicht normal entwickeln.

Das Muttertier fördert das Tierjunge aber nicht nur durch die Sicherheit, die für das Erkunden und Spielen notwendig ist. Auch als Vorbild für das *Nachahmen* trägt das Muttertier zur Verselbständigung des Jungtieres bei. Was eine Affenmutter auch unternimmt, das Junge, das sich an ihr festhält, nimmt aufmerksam daran teil; wenn die Mutter Nahrung in den Mund nimmt, tut das Kind das gleiche; wenn die Mutter

erschrickt, klammert sich das Kleine fest an und beobachtet; wenn sie ein Objekt untersucht, beschäftigt sich auch das Junge damit. Durch all dies gewinnt das Junge Erfahrungen, die es allmählich ins Erwachsenenleben hineinführen.

Wie wichtig das Spielen auch für das künftige Sozialverhalten hochstehender Tiere ist, beginnen wir erst jetzt – vor allem nach den Beobachtungen von HARLOW* und seinen Mitarbeitern – zu ermessen: Ohne Mutter aufgewachsene Rhesusaffen, die stets Spielgefährten hatten, entwickelten ein weniger gestörtes Sozial- und Sexualverhalten als solche, die allein mit ihrer Mutter aufwuchsen, denen aber Spielgefährten versagt blieben.

Zusammenfassend kann man sagen: In der Phase der Verselbständigung entwickeln die heranwachsenden Jungtiere – noch unter der Obhut der Familie – diejenigen *erfahrungsabhängigen* Verhaltensmöglichkeiten, die sie für ihr Erwachsenenleben benötigen. Unbedingte Voraussetzung dafür ist die Angstfreiheit, die nur durch die vorherige individuelle Bindung an ein mütterlich betreuendes erwachsenes Tier erreichbar ist.

Nach den Verhaltensbereichen der Ernährung, der Mutterbindung und der Vorbereitung zur Selbständigkeit durch Erkunden, Spielen und Nachahmen komme ich nun zur Entwicklung des Sexualverhaltens. Hier offenbaren uns die Tiere eine eigentümliche, aber lehrreiche Erscheinung: die sexuelle Prägung.

Nach der Entdeckung der Prägung meinte man zunächst, ein und derselbe Lernakt zu Beginn des Lebens bestimme sowohl den individuellen "Elternkumpan" als auch zugleich das Erscheinungsbild des künftigen möglichen Geschlechtspartners. Diese Anschauung hat sich als unrichtig erwiesen; wo man genauere Untersuchungen darüber anstellte, fand man, daß die sexuelle Prägung ein eigenständiges Geschehen ist, daß sie später erfolgt als die Mutterprägung und daß sie dementsprechend eine eigene später liegende sensible Phase besitzt.

Bei unserer Wildente, die ein Mitarbeiter von Konrad LORENZ, Friedrich SCHUTZ, untersuchte, unterscheiden sich die Nachlaufprägung (Mutterprägung) und die sexuelle Prägung in folgenden Hinsichten: Die sensible Phase für die Mutterprägung beginnt und klingt ab im Laufe eines einzigen Tages, des ersten Tages nach dem Schlüpfen, und der Prägungsvorgang vollzieht sich im Verlauf von Sekunden oder Minuten; die sensible Phase für die sexuelle Prägung liegt in der dritten bis achten Lebenswoche, und der Prägungsvorgang dauert viel länger. Sieht ein Wildentenmännchen in seiner Jugendzeit beispielsweise nur Brandenten, so balzt es später mit großer Wahrscheinlichkeit nur Brandenten an und kümmert sich nicht um die Weibchen der eigenen Art. Die Nachlaufprägung vollzieht sich, während die zugehörige angeborene Verhaltensweise – das Nachlaufen – zum ersten Mal ausgelöst wird; die sexuelle Prägung vollzieht sich dagegen zu einer Zeit, in der noch keinerlei Sexualverhalten zu beobachten ist. Es formt sich also in der Jugendzeit das Auslöseschema für das Sexualverhalten, das selbst erst viel später ausreift und eigentlich das Erwachsenenalter kennzeichnet.

Denkt man hierüber etwas genauer nach, so wird es schnell deutlich, daß es gar nicht anders sein darf: Die sexuelle Prägung hat in der freien Natur die Funktion, sicherzustellen, daß es Artgenossen sind, die sich zum Sexualverhalten zusammenfinden. Bei vielen Tierarten sind die Auslöser für Balz und Paarung angeboren. Wo das nicht oder nur zum Teil der Fall ist, muß das Tier irgendwann in seinem Leben *lernen* wie sein Partner auszusehen hat. Ein sexuell prägungsbedürftiger Organismus braucht dafür ein Vorbild; es muß garantiert sein, daß dieses Vorbild ein erwachsener Artgenosse von ihm

ist. Dafür aber bieten sich nur die Eltern. Die sexuelle Prägung muß daher vor Auflösung der Familie, damit aber vor dem Geschlechtsreifwerden des Jungen erfolgen. Hiernach ist verständlich, aus welchen biologischen Gründen sexuelle Prägung und ausgereiftes Sexualverhalten zeitlich voneinander getrennt sein und in verschiedene Lebensphasen fallen müssen.

In meinen bisherigen Ausführungen habe ich im wesentlichen von Tierjungen berichtet und dabei sicherlich manches, was Sie bereits wußten, aber auch mancherlei Neues gebracht. Jetzt aber muß ich, dem im Vortragstitel gegebenen Versprechen gemäß, Tierjunge und Menschenkind in ihrem Verhalten und ihrer Veranlagung vergleichen, um Gemeinsamkeiten und Unterschiede herauszuarbeiten. Dabei läßt sich von vornherein sagen, daß die *Gemeinsamkeiten* mehr im Bereich der *Naturseite* des Menschen liegen werden, die Unterschiede mehr im Bereich des Nur-Menschlichen, also der kulturellen oder geistigen Sphäre. Je jünger ein Menschenkind ist, desto mehr aber dominiert die rein biologische Naturseite, obwohl der neugeborene Säugling bereits unverwechselbar ein Mensch ist.

Zuerst will ich jetzt auf Gemeinsamkeiten, in einem zweiten Durchgang auf Trennendes zwischen Tierjungem und Menschenkind hinweisen. Mit den Jungen der meisten warmblütigen Tiere ist dem Menschenkind – vom Standpunkt der Biologie aus betrachtet – u.a. folgendes gemeinsam: Nach der Geburt der selbständige Beginn des Atmens, das Suchen nach der Brust der Mutter, das Einsaugen der Mamilla und das Trinken; ferner das Hungrigwerden sowie das Gesättigtsein nach der Mahlzeit. Auf seiten der Mutter entspricht diesem Geschehen das Einschießen der Milch nach der Geburt sowie im weiteren Verlauf des Stillens – bis zu einem gewissen Grade, und nicht bei allen Müttern – die Bildung von soviel Milch, als der Säugling zu trinken pflegt. Mutter und Säugling bilden beim Tier wie beim Menschen ein sich selbst steuerndes System, das die zuträgliche Ernährung des Säuglings gewährleistet.

Was die Mutterbindung betrifft, so gibt es wie bei den Tierjungen der Warmblüter auch beim Menschenkind eine erste Phase der nicht-individuellen und eine zweite der individuellen Bindung an eine Betreuerin: Zum nicht-individuellen Bereich gehört das Weinen des Säuglings. Soweit es nicht als Hungersignal dient, ist es, biologisch gesehen, ein Kontaktruf. Denn wie die Kontaktrufe von Tierjungen verstummt das “Kontaktruf-Weinen”, wenn der Säugling aufgenommen wird, also die Anwesenheit eines Betreuers verspürt. Die Anwesenheitssignale für den Säugling können – wie bei Tierjungen – sehr informationsarm sein: Eine bloße Bewegung (z.B. der Wiege mit dem Wiegenband) oder der Schnuller können genügen, um das Kontaktruf-Weinen verstummen zu lassen; der Schnuller ist dabei vermutlich darum so wirksam, weil er vom Säugling nicht von der Brustwarze unterschieden wird. Die mit den Lippen gefühlte Mamilla kann ja bei Affen- und Menschenaffenkindern, wie vorhin berichtet, als Anwesenheitssignal der Mutter wirken. Wenn ein nicht hungriger Säugling durch den Schnuller beruhigt wird und zu weinen aufhört, so vermutlich darum, weil dieser ein ursprüngliches Anwesenheitssignal der Mutter simuliert.

Durch sein Lächeln macht es uns der Säugling leicht, den Übergang von der nicht-individuellen zur individuellen Bildungsphase genau zu verfolgen: Zuerst kann jedes menschliche Gesicht, ja sogar eine Gesichtsattrappe nach der Manier “Punkt, Punkt, Komma, Strich” mit einem Lächeln beantwortet werden. Im Laufe des zweiten

Vierteljahres beginnt das Baby, das Gesicht seiner Betreuerin von anderen Gesichtern zu unterscheiden; später werden fremde Gesichter abgelehnt, das Kind "fremdelt". Es hat seine Betreuerin kennengelernt. Die *individuelle* Bindungsphase hat eingesetzt.

Hier müssen wir aufmerken: Die individuelle Bindungsphase bei Tierjungen beginnt ebenfalls mit einem Lernakt, dem Kennenlernen des individuellen Muttertiers. Aber dieser Lernakt ist eine Prägung, d.h. er ist an eine sensible Phase gebunden und dann unwiderruflich. Gibt es Hinweise darauf, daß das auch beim Menschen zutrifft?

Leider gibt es solche Hinweise, und zwar erdrückende. Man kann das Entstehen von Kind-Mutter-Bindungen verhindern, wenn man ein Kind während seines Aufwachsens *nacheinander* von immer wieder neuen Pflegepersonen betreuen läßt. Man hat dies, ohne zu wissen, was für Folgen es haben kann, planmäßig in Säuglingsheimen und Waisenhäusern getan, und man tut es wohl auch heute noch: Man verlegt die Kinder alle drei Monate in eine andere Abteilung zu neuen Schwestern. Dabei zeigt es sich, daß die Kinder tatsächlich nicht umlernen können: Die dritte oder vielleicht schon die zweite Schwester, an die sie sich individuell binden könnten, lächeln sie nicht mehr an. Die Umstellungsfähigkeit des Kindes nach vollzogener erster Bindung ist gering oder fehlt ganz. Das heißt nichts anderes als dies: Auch beim Menschen hat der Lernakt, der zur individuellen Bindung an eine mütterliche Betreuerin führt, aller Wahrscheinlichkeit nach die Natur einer Prägung; ein Umlernen ist nur begrenzt oder gar nicht möglich.

Auch der dritte beim Säugetierjungen beobachtete Verhaltensbereich ist dem Menschenkind eigen: Erkundungsdrang, Neugierde, Spielen und Nachahmen. In dieser Phase lernt das Menschenkind auch die Ansätze zu den typischen menschlichen Verhaltenstechniken: Sprechen und visuell-manuelles Gestalten wie Malen und Modellieren. Auch beim Menschenkind ist die Anwesenheit der Mutter oder anderer vertrauter Familienmitglieder förderlich oder notwendig, damit das Kind den Mut zum Erkunden, die innere Sicherheit zum Spielen und ein Vorbild zum nachahmenden Erlernen vieler Fertigkeiten des täglichen Lebens hat. Hat ein Menschenkind, z.B. ein Heimkind, keine Bindung zu einer mütterlichen Betreuerin entwickeln können, so ist es später im Erkunden, Spielen und Nachahmen gehemmt. Damit gehen ihm entscheidende Erfahrungen verloren, und die Entfaltung seiner Intelligenz wird aufs stärkste behindert, so daß allein aus solchen Gründen, nicht wegen mangelnder genetischer Begabung, Heimkinder oft zu einem überwiegenden Prozentsatz mit ihrem 6. Lebensjahr nur hilfsschulreif sind.

Und wie verhält es sich beim Menschen mit der *sexuellen Prägung*, wie sie für manche Tierjunge bekannt geworden ist? Schon Sigmund FREUD entdeckte mit indirekter Methode beim Menschenkind im Alter von vier bis sechs Jahren, also lange vor der Pubertät, eine sexuell beeindruckbare Lebensphase. Die vergleichende Betrachtung legt die Deutung nahe: FREUD hat damit die sensible Phase der sexuellen Prägung beim Menschen gefunden, lange bevor der Begriff der Prägung entstand. Nur konnte FREUD seinerzeit nicht auf den Gedanken kommen, ein Lernvorgang für den Sexualbereich könne zu einer Zeit vor sich gehen, in welcher der sexuelle Verhaltensbereich noch nicht als ganzes aktiviert ist; FREUD postulierte daher – von seinem Standpunkt aus logisch richtig – die Existenz sexuellen Verhaltens in abgewandelter Form bereits in der Kindheit. Er betrachtete es zum Beispiel bekanntlich als normalen Bestandteil des Antriebsbereiches von kleinen Jungen im Alter von 4 bis 7 Jahren, daß sie sich von der Mutter erotisch angezogen fühlen, daß sie den Vater als Rivalen um die Liebe der Mutter

empfinden und daß sie – in Form der Kastrationsangst – die Rache des Vaters fürchten.

Diese Zusammenhänge – sie sind unter dem Begriff “Oedipus-Komplex” bekannt – erscheinen, wie Chr. MEVES (1967) gezeigt hat, vom Standpunkt der vergleichenden Verhaltensforschung aus in einem neuen Licht. Wir vermuten folgendes: Nicht nur bei Tierjungen, sondern auch beim Menschenkind liegt eine sexuelle Prägungsphase vor der sexuellen Reifung und stellt einen *nicht notwendigerweise erotisch getönten* Prägungsvorgang dar. Trotzdem würde durch diesen beim 4- bis 7 jährigen Menschenkind vorbestimmt, welche Wahrnehmungen später nach der Pubertät sexuell anziehend wirken können. – Hierzu tritt dann, vor allem in und nach der Pubertät, die Möglichkeit prägender Erlebnisse in Situationen starker sexueller Erregung.

Übereinstimmend mit diesem Konzept einer sexuellen Prägung ist auch die Irreversibilität vieler sexueller Fehlhaltungen, die man früher auf genetische Veranlagung zurückführen zu müssen meinte. Aber auch der Vorgang der Prägung ist ja gekennzeichnet durch seine Unwiderruflichkeit. Für die Vorstellung, die Homosexualität sei genetisch verankert, spricht vom Standpunkt der Biologie aus heute gar nichts mehr; es handelt sich mit größter Wahrscheinlichkeit um Fehlprägung. *Richtig* ist es jedoch auch von unserer Warte aus, daß ein Kind im Alter von 4 bis 7 Jahren durch entsprechende äußere Eindrücke partiell erotisch ansprechbar ist – das entspricht dem biologischen Erscheinungsbereich der unharmonischen Reifung. Aber das ist *nicht*, wie FREUD damals annahm, der naturgegebene Normalfall. Eine Erotisierung vor der Pubertät ist eher eine Quelle von Fehl-Fixierungen.

Wir haben also eine Fülle von Übereinstimmungen zwischen der Verhaltensorganisation von bestimmten Tierjungen und von Menschenkindern vor uns:
das selbsttätige Regelsystem Mutter-Säugling bei der Ernährung,
die zuerst nicht-individuelle und dann individuelle Mutter-Kind-Bindung,
die Neugierde-, Spiel- und Nachahmensphase, deren normaler Verlauf eine vorangegangene Mutterprägung des Kindes voraussetzt, und
die sexuelle Prägungsphase vor der Pubertät mit der *möglichen* Konsequenz späterer Unkorrigierbarkeit.

Nun komme ich zu den *Unterschieden* in der Verhaltensentwicklung von Tierjungen und Menschenkindern, wie sie sich der vergleichenden Verhaltensforschung darstellen. Auf eines hatte ich schon hingewiesen und will an dieser Stelle etwas ausführlicher darauf eingehen, weil es von höchster Wichtigkeit und allergrößter Bedeutung ist: Die Entwicklung der Sprache, des Selbstbewußtseins, des visuell-manuellen Gestaltens wie Zeichnen, Malen, Modellieren.

All dies beginnt und erreicht seinen ersten Höhepunkt in der dritten Entwicklungsphase, der des Erkundens, der Neugierde, des Spielens und des Nachahmens. Die diesbezüglichen *Tendenzen* und Antriebe sind auch den höheren Tieren umso mehr *eigen*, je mehr in ihrem Leben – im Vergleich zum Instinktiven – Erfahrungen eine Rolle spielen. Das Menschenkind aber verfügt zusätzlich über Fähigkeiten, die seiner Entwicklung ganz neue Dimensionen eröffnen. Dieser Unterschied zwischen dem Menschen einerseits und allen Tieren andererseits läßt sich an folgendem Beispiel verdeutlichen: Kein Tier ist bisher durch eine Dressur dazu zu befähigen gewesen, etwas visuell Wahrgenommenes manuell nachzubilden, also beispielsweise etwas abzuzeichnen oder etwas Gesehenes zu modellieren. Das ist überraschend, wenn man bedenkt, welche

anscheinend ähnlichen Leistungen dressierte Tiere vollbringen können: Ein junger Schimpanse legte sein Ohr an die *Abbildung* einer Armbanduhr, offenbar in der Erwartung, ihr Ticken zu hören; manche Tierarten können es lernen, auf ein Punktmuster zu schauen und dann so viele Nahrungsteile (z.B. Körner) zu sich zu nehmen, wieviele Punkte jeweils das Muster enthielt – sie können also eine visuell wahrgenommene Anzahl *ins Verhalten übersetzen*; Schimpansen können es lernen, sich eine Zigarette anzuzünden, also das Feuer zu gebrauchen, und sie können *“malen”*, wenn man ihnen Pinsel und Leinwand gibt (diese Bilder können durchaus ansprechend sein; eines von ihnen erhält regelmäßig spontanen Applaus, wenn ich es in der Vorlesung zeige). Aber die Tiere bleiben gleichsam auf die *“abstrakte Kunst”* beschränkt. Es ist ihnen versagt, visuell empfangene Informationen manuell zu reproduzieren. Diese Fähigkeit aber, die schon dem spielenden Kind zukommt, ermöglicht eine neue Dimension des Verhaltens: Die Übertragung von Information von einem Individuum zum anderen ist nicht mehr an die gleichzeitige Anwesenheit der beiden gebunden, und *“Dokumente”* über Vergangenes lassen sich absichtlich herstellen.

Eine ähnliche Bereicherung sind die *begriffliche Sprache* und das *begriffliche Denken*. Einen kennzeichnend *menschlichen* Schritt auf der Basis der mit den Tieren gemeinsamen Motivationen des Erkundens zeigt – stellvertretend für unzählbar viele – das folgende Beispiel: Ein kleiner Junge hatte, noch bevor er das Wort *“zwei”* aussprechen konnte – er sagte *“wei”* – den abstrakten Begriff *“2”* erfaßt und zeigte jubelnd und *“wei”* rufend auf alle in Zweizahl sichtbar werdenden Gegenstände, gleich ob es Autos, Menschen oder Spielsachen waren.

Es ist in dieser Sicht ein widersinniges, für die späteren sozialen Chancen der Kinder höchst nachteiliges Gebaren vieler Erwachsener, den überquellenden Erkundungsdrang ihrer Kinder abzuwehren (*“frage nicht so viel”*) anstatt zu versuchen, ihn zu befriedigen. Sie unterdrücken damit eine Motivation, die gerade die eigentlich menschlichen Möglichkeiten zur Entfaltung bringt.

Ich möchte nun jedoch auf einen ganz anderen Unterschied zwischen Tierjungem und Menschenkind hinweisen, und zwar für die beiden ersten unserer vier Bereiche: Ernährung und Mutterbindung. Der Unterschied liegt nicht im Kind selbst, sondern in seiner Umgebung: Anders als die Tiereltern sind die menschlichen Erwachsenen einschließlich der leiblichen Mutter nicht mehr durch ihre Natur dazu gezwungen, sich dem Kind gegenüber nach den durch die Natur gegebenen und auf das Verhalten des Kindes zugeschnittenen Regeln zu verhalten. Ihre Beziehungen zum Kind können von dessen ersten Lebensminuten an durch Errungenschaften des menschlichen Geistes umgestaltet werden.

Das beginnt schon in den ersten Lebenstagen im Bereich der Ernährung: Die Nahrungsaufnahme läßt man oft nicht mehr durch den Hunger des Säuglings, also durch dessen Stoffwechselbedürfnis steuern, sondern man ersetzt diese selbsttätige Regelung durch formale Pläne; beispielsweise läßt man Säuglinge nach manchen dieser Vorschriften jeweils so lange schreien, bis der vorbestimmte Fütterungstermin herangekommen ist. Auch die jeweils zu gewährende Trinkmenge wird vielfach nach formalen Regeln festgelegt. Man ersetzt so das naturgegebene Selbst-Regulationssystem durch ein starres *Steuer*-system. Das beschwört die Gefahr herauf, daß man von den Säuglingen, falls es dort nämlich individuelle unterschiedliche Veranlagungen gibt, was wahrhaftig nicht

auszuschließen ist, manche chronisch in einem Hungerzustand hält, andere aber chronisch überfüttert. Dadurch kann man die ersteren in einer Situation dauernden erhöhten Antriebs festhalten, also den oralen Drang chronisch steigern.

Ferner: Das Verhältnis zwischen Trinkmenge und Sauganstrengung bzw. Schluckzahl hängt bei Flaschenkindern von der Größe des Loches im Flaschensauger ab. Geht das Trinken wegen eines zu groß gemachten, erweiterten Loches schneller, als es der Brusternährung entspräche, so verschiebt sich das Verhältnis zwischen zwei Komponenten der zentralnervösen Antriebsreduktion (Sättigung). Die eine ist abhängig von der Versorgungslage des Stoffwechsels, die andere vom Ausmaß der Sauganstrengung. Fallen beide Komponenten auseinander, so können auch die Hungersignale des Säuglings kein zuverlässiges Maß für die seinem Körper zuträgliche Menge mehr darstellen. Nimmt man beispielsweise an, ein Säugling habe mit zu geringer Schluckzahl seinen Magen gefüllt und sei deswegen trotz der Befriedigung des Stoffwechselbedürfnisses noch hungrig, dann ist er auf jeden Fall oral frustriert und nicht mehr im Gleichgewicht: Tut man nichts, so dauert der Hunger fort mit allen Erscheinungen der Nervosität, die dazu gehören; füttert man weiter, so überlädt man den Magen, und der Säugling erbricht sich.

Kein Mensch kann heute schon genau sagen, was man durch all diese chronischen Antriebssteigerungen somatisch und für die spätere psychische Entwicklung anrichtet. Aber ein Verdacht verdichtet sich immer mehr: daß orale Süchte und Depressivität als Spätfolgen frühkindlicher oraler Frustrationen zu fürchten sind.

Auch im zweiten Bereich – der Mutter-Kind-Bindung – hat der Mensch kraft seiner Entscheidungsfreiheit die Macht, seine Säuglinge im Zustand permanenter Frustration naturgegebener Antriebe festzuhalten.

Säuglinge haben vielfach den größten Teil des Tages keinen Kontakt mit ihrer mütterlichen Betreuerin. Ihr *Kontaktruf*, ihr Weinen, entspricht biologisch dem Notsignal des Traglings wegen des Verlustes der Verbindung mit der allein schutzbringenden Mutter. Aber beim Menschen folgt ihm – oft aus Prinzip – kein Signal, das von dem Baby als Anwesenheitszeichen der Betreuerin gewertet werden könnte. Viele Menschen belassen den Säugling damit in der biologischen Situation des Verlassenseins, so daß er immer wieder lange Zeit seine gesamte Verhaltenskapazität für die Beseitigung dieser vermeintlichen Bedrohung seiner Existenz zusammenfaßt. Man beruhigt dabei sein Gewissen durch Scheinargumente wie: Ein Säugling müsse sich eine gesunde Lunge anschreien, oder er dürfte nicht verwöhnt werden.

Weiterhin erlaubt, ja fördert es vielfach die heutige soziologische Struktur menschlicher Gemeinwesen, daß Säuglinge und Kleinkinder innerhalb der Phase der individuellen Mutterbindung von mehreren verschiedenen Personen *nacheinander* betreut werden, sowohl in Familien wie in Kinderheimen. Dies würde beim Kind ein- oder mehrmalige Umprägung notwendig machen, was meist nicht möglich ist. So kommt oft gar keine Mutterbindung zustande. Ein solches Kind ist – biologisch gesehen – ein partieller Kaspar Hauser. Die Folgen davon sind heute unter dem Namen *Hospitalismus* bekannt. Darunter versteht man ein tiefgreifendes *Störungs-Syndrom* der Persönlichkeitsentwicklung: In schweren Fällen gehören dazu beim Kleinkind Fehlen des Lächelns, allgemeine Inaktivität, körperlicher Entwicklungsrückstand; später dann: schlecht entwickeltes Spielen, Kontaktscheu, Sich-Anklammern an beliebige Menschen, Hemmung des Anblickens anderer Menschen. Daraus kann folgen: Geringe Unterscheidungsfähigkeit

zwischen verschiedenen Menschen, Pseudoschwachsinn, d.h. unterentwickeltes Konzentrations- und Lernvermögen trotz normalen Intelligenzgrades, Aggressivität, Weglaufen; und nach der Pubertät: Verwahrlosung, Gemütlosigkeit, Unfähigkeit zu menschlichen Bindungen und zur sozialen Zusammenarbeit.

Diese Zusammenhänge sind von dem Schweizer Psychologen René SPITZ aufgedeckt worden. Die Verhaltensforschung kann seine Aussagen nur mit größtem Nachdruck unterstützen und sie erläutern:

Mit dem 3. Lebensmonat beginnt beim Säugling die Prägungsphase für die Bindung an eine individuelle mütterliche Betreuerin. Diese braucht nicht die leibliche Mutter zu sein, aber sie muß dieselbe bleiben mindestens bis zum 3. Lebensjahr. Schon vorübergehende Trennungen von der Betreuerin, vor allem während der Prägungszeit vom 3. bis 18. Monat, können gefährlich sein; denn jede Zwischenstufe zwischen der normalen Entwicklung und dem eben beschriebenen schweren Hospitalismus kann sich in der Folge ergeben. Hier ist größte Vorsicht geboten.

Welche Folgerungen sind aus diesen Zusammenhängen für die Betreuung von Familienkindern zu ziehen, beispielsweise hinsichtlich unvermeidlicher Trennungen von der Mutter (z.B. Krankheit) oder hinsichtlich einer Berufstätigkeit der Mutter? Hier ist in Betracht zu ziehen, 1. daß es *besonders* störanfällige Lebensphasen des Kindes gibt, 2. daß ein Kind nicht nur an die Mutter gebunden ist, sondern zusätzlich an den Vater und an andere nahestehende Verwandte, ferner auch an die gegenständliche Umwelt (Wohnung, Garten, Spielsachen) und an die zeitliche Gliederung des Tagesablaufs, und 3. daß auch die Gestimmtheit der Mutter, z.B. ihre seelische Ausgewogenheit und ihre Zugewandtheit von Bedeutung für das Kind sind.

Als Faustregel kann gelten: Grundsätzlich jede Trennung, vor allem wenn sie einem sensiblen Kind auferlegt wird, kann die Gefahr eines seelischen Schadens in sich bergen. Bei unvermeidlichen Trennungen kommt es daher darauf an, daß für das Kind an der eben gekennzeichneten Gesamtsituation (bekannte Menschen, gegenständliche Umwelt, Tagesablauf) möglichst viel erhalten bleibt, ferner daß die Umstellung nicht abrupt, sondern allmählich erfolgt, daß die neue Haupt-Betreuerin schon zuvor dem Kreis der dem Kind vertrauten Menschen angehörte, und daß der Wechsel der Betreuerin zeitlich möglichst weit entfernt von der sensiblen Phase für die Entstehung der individuellen Mutter-Kind-Bindung (3. bis 12. Lebensmonat) liegt. Wenn es geht, sollte jedoch eine – auch vorübergehende – totale Trennung von der Mutter, also ein *Nacheinander* verschiedener Betreuungssituationen, überhaupt vermieden werden. – Die *berufstätige* Mutter muß das tägliche Betreuungs-Soll dem Kind gegenüber so weit als möglich zu erfüllen suchen, d.h. dem Kind genügend Zeit und genügend Zuwendung widmen und *regelmäßig* bestimmte herausgehobene Tagesereignisse wie das Aufwachen, das Frühstück, eine regelmäßige Kontakt- oder Spielstunde, das Zu-Bett-Gehen und eine ausführliche Erzählphase vor dem Einschlafen mit dem Kind teilen. Je weniger man ein Kind in seinen frühesten Lebensphasen verängstigt, desto schneller wird das Kind selbständig und überwindet die totale Abhängigkeit von den Eltern.

Aus der Kenntnis dieser Zusammenhänge muß auch die Gesellschaft und muß der Gesetzgeber Folgerungen ziehen: sowohl für die Pflege und Erziehung von Waisenkindern als auch im Rahmen der Bestimmungen über die Adoption. Wir müssen lernen, es als das wichtigste Rechtsgut jedes einzelnen Kindes anzusehen, daß es spätestens im Alter von

drei Monaten eine Betreuerin erhält, die dann nicht mehr wechselt. Diesem Rechtsgut darf kein anderes übergeordnet werden, beispielsweise auch nicht das Recht einer Mutter auf ihr leibliches Kind: Eine Mutter, die ihr Kind bisher nicht gepflegt hat, darf es von den Pflegeeltern zumindest während der Prägungsphase nicht wieder zurückfordern dürfen. Würden die Kinder durch einen Wechsel von Pflegepersonen körperlichen Schaden erleiden, z.B. blind werden, – man hätte sie längst dagegen geschützt. Jetzt ist es an der Zeit, auch ihre ungestörte Persönlichkeitsentwicklung gegen alle anderen Ansprüche zu sichern – und das ist nur möglich durch die Garantie einer konstant erhalten bleibenden Bindung an eine individuelle Pflegeperson.

In der bisherigen Rechtsprechung gilt als „*natürlich*“ allein der Zusammenhang der Blutsverwandtschaft. Einklagbares Recht ist daher stets allein das Recht der genetischen Mutter auf ihr leibliches Kind, auch wenn sie sich bisher nie um ihr Kind gekümmert hat. Sie darf es von einer Pflegemutter wegholen, auf welche das Kind erwiesenermaßen durch Mutter-Kind-Bindung geprägt ist. Mit der Autorität der Naturwissenschaft können wir heute aussprechen, daß die Prägung des Kindes und seine Bindung an eine bleibende mütterliche Betreuerin ebenfalls etwas Natürliches ist und einen natürlichen Rechtsanspruch begründet, der dem anderen, auf Blutsverwandtschaft gegründeten Rechtsanspruch widersprechen kann. Bisher wird das Kind jedoch in Auseinandersetzungen dieses Bereichs als Besitz und damit wie ein Gegenstand ohne eigenen Rechtsanspruch behandelt, wohl aufgrund der stillschweigenden Annahme, auch für das Kind sei in jedem Fall das Kriterium der Blutsverwandtschaft das *natürlichermaßen Wesentliche*. Wir wissen jetzt, daß das falsch ist. Das Rechtsgut, das es hier in Zukunft zu wahren und zu verteidigen gilt, ist die Persönlichkeitsentwicklung des Kindes mit dem Ziel des freien Menschen ohne neurotische Schädigung.

Auch für jeden Arzt, der vor der Frage steht: „Soll ich durch die Einweisung eines Kindes in ein Krankenhaus eine Mutter-Kind-Trennung riskieren?“, muß fortan die Kenntnis eine Rolle spielen, daß die Mutter-Kind-Trennung in der Prägungsphase des Kindes ein *im Psychischen pathogener Faktor allerersten Ranges hinsichtlich seiner Spätfolgen* sein kann. Krankenhauseinweisungen sollten daher nur bei akuter gesundheitlicher Gefährdung erfolgen. Ambulante Behandlung sollte bevorzugt werden, wenn sie nur irgend möglich ist. Unvermeidliche Krankenhausaufenthalte sollten in möglichst späte Phasen verschoben werden, am besten ins 4. Lebensjahr. Jedesmal sollte dem Kind so gut wie möglich erklärt werden, warum es ins Krankenhaus muß. Die Mutter sollte tägliche Besuche am Bett machen, mit dem Kind spielen und bei der Pflege oder dem Füttern helfen dürfen. Es muß alles getan werden, um den psychischen Krankenhaus-Schock zu vermeiden. Ein eindeutiges Symptom für einen solchen Schock liegt vor, wenn das Kind bei der Rückkehr nach Hause seine Mutter nicht mehr anlächelt und zunächst den Kontakt mit ihr verweigert.

Damit möchte ich unseren Streifzug durch die verschiedenen Aspekte des Problems „Tierjunges und Menschenkind“ abschließen. Es sollte deutlich werden: Hier zeichnet sich ein fruchtbarer Dialog zwischen der Verhaltensforschung einerseits und der Psychologie, der Psychopathologie und der Psychosomatik des Kindes auf der anderen Seite ab.

Zusammenfassend darf man wohl den nur scheinbar paradoxen Satz aussprechen: Das Kennenlernen der natürlichen biologischen Grundlagen des Verhaltens kann es uns

ermöglichen, die Menschenkinder humaner zu behandeln und das Menschliche an ihnen störungsfreier als bisher zur Entfaltung zu bringen.

- * Die hier zitierten Ergebnisse von HARLOW dürfen auf keinen Fall kritiklos auf den Menschen übertragen werden, und zwar u.a. aus folgenden Gründen: Die kleinen Rhesusaffen, die zusammen mit ihresgleichen, aber ohne Mutter aufwuchsen, waren füreinander von Beginn an bis zu einem gewissen Grade eine Art Mutterersatz; denn sie konnten sich aneinander anklammern. – Die allein mit ihrer Mutter aufgewachsenen Rhesusaffenjungen, denen Spielgefährten versagt blieben, wurden auch noch zu solchen Zeiten allein mit ihren Müttern zusammen gehalten, als diese gegen die Jungen schon vorwiegend aggressiv waren. Vielleicht wurden die Jungen dadurch ebenso stark oder sogar noch stärker geschädigt als durch das Fehlen der Spielgefährten. Die beiden Faktoren “Vorhandensein von Spielgefährten” und “Bindung an die Mutter” waren somit in den verglichenen Experimenten nicht der einzige Unterschied zwischen den Bedingungen des Aufwachsens. Daher sind Beobachtungen unter besser vergleichbaren Bedingungen notwendig, um die Rolle des Spielgefährten für das spätere Sozial- und Sexualverhalten beim Rhesusaffen sicherer abschätzen zu können.

Literaturverzeichnis

- EIBL-EIBESFELDT, I. (1967): Grundriß der vergleichenden Verhaltensforschung, München
- GOOD, R. A. & PAPERMASTER, B. W. (1964): Ontogeny and Phylogeny of Adoptive Immunity. *Advances in Immunology*, 4: 1–96
- GROSSMANN, K. und GROSSMANN, K. E. (1969): Frühe Reizung und frühe Erfahrung: Forschung und Kritik. *Psychologische Rundschau*, 20: 173–198
- HARLOW, H. F., M. K. & HANSEN, E. W. (1963): The maternal affectional system of rhesus monkeys. In: H. L. Rheingold (Ed.): *Maternal behavior in mammals*. John Wiley and Sons, New York and London
- HEDIGER, H. (1954): *Skizzen zu einer Tierpsychologie im Zoo und im Zirkus*, Zürich
- HOLZAPFEL, M. (1939): Analyse des Sperrens und Pickens in der Entwicklung des Stars. *Journ. of Ornith.*, 87.
- KOENEN, F. (1956): *Der Feldhase*. Ziemschen-Verlag, Wittenberg Lutherstadt
- LAWICK-GOODALL, J. van (1967): Mother-Offspring relationship in free ranging chimpanzees. In: Desmond Morris (Ed.): *Primate Ethology*, Weidenfeld and Nicolson, London, S. 287–345
- LEONHARD, K. (1964): *Instinkte und Urinstinkte in der menschlichen Sexualität*, Stuttgart (1966): Über die Entstehung einer Form von Homosexualität durch ein Prägungserlebnis. *Leopoldina*, 12: 144–152
- LORENZ, K. (1931): Beiträge zur Ethologie sozialer Corviden. *Journ. f. Ornith.*, 79: 67–127 (1935): Der Kumpen in der Umwelt des Vogels. *Journ. f. Ornith.*, 83: 137–413 (1949): Er redete mit dem Vieh, den Vögeln und den Fischen. Wien (1965): *Über tierisches und menschliches Verhalten*. München
- MEVES, Ch. (1967): Zur Ätiologie der Hysterie aus der Sicht kinderpsychotherapeutischer Praxis. *Wege zum Menschen*, 3: 74–84 (1967): Vergleichbare Strukturen von Verhaltensstörungen bei Kindern und Tieren. *Praxis der Kinderpsychologie*, 16: 273–281 (1969): *Die Schulnöte unserer Kinder*. Furche-Verlag Hamburg (1970): *Seelisch bedingte Verhaltensstörungen bei Kindern, ihre Ursachen und ihre Therapie*. In: W. Behler (Herausg.); *Das Kind – eine Anthropologie der Kindheit*. Verlag Herder Freiburg
- MEYER-HOLZAPFEL, M. (1949): Die Beziehung zwischen den Trieben junger und erwachsener Tiere. *Schweizer Zeitschrift für Psychologie u. ihre Anwendung*, 8: 32–60
- PORTMANN, A. (1944): *Biologische Fragmente zu einer Lehre von Menschen*. Basel (1967): *Zoologie aus vier Jahrzehnten*, München
- SCHENKEL, R. (1966): Play, exploration and territoriality in the wild lion. *Symp. zool. Soc. Lond.*, 18: 11–22 (1968): Verständigungsmöglichkeiten zwischen Mensch und Tieren. *Universitas*, 23: 1045–1054
- SCHMALOHR, E. (1968): *Frühe Mutterentbehrung bei Mensch und Tier*. München
- SCHUTZ, F. (1965): Sexuelle Prägung bei Anatiden. *Z. f. Tierpsych.*, 22: 50–103 (1965): Homosexualität und Prägung. *Psycholog. Forschung*, 28: 439–463 (1968): Sexuelle Prägungserscheinungen bei Tieren. In: *Die Sexualität des Menschen, Handbuch der medizinischen Sexualforschung*, Stgt., S. 284–317
- SCHÜTZ, E. (1943): Über die Jungenaufzucht des weißen Storches. *Z. f. Morphol. u. Ökol. d. Tiere*, 40: 181–237
- SPITZ, R. (1960): *Die Entstehung der ersten Objektbeziehungen*. Stuttgart (1967): *Vom Säugling zum Kleinkind*. Stuttgart
- TINBERGEN, M. (1966): *Instinktlehre*. Berlin 1952, (1958): *Die Welt der Silbermöve*, Göttingen

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Berichte des naturwissenschaftlichen-medizinischen Verein Innsbruck](#)

Jahr/Year: 1970

Band/Volume: [58](#)

Autor(en)/Author(s): Hassenstein Bernhard

Artikel/Article: [Tierjunges und Menschenkind im Blick der vergleichenden Verhaltensforschung. 35-50](#)